

IMPULSE

TABAKMUSEUM IN DER MUSEUMSWELT



MARKTGEMEINDE
Frastanz





NEUE SCHAU DER MUSEUMSWELT

**Die Vorarlberger Museums-
welt Frastanz ist um eine At-
traktion reicher. Im Rahmen
der Langen Nacht der Museen
am 7. Oktober wird das neue
Tabakmuseum eröffnet.**

In der neuen Schau wurde ein wichtiges Kapitel der Frastanzer Geschichte wissenschaftlich aufgearbeitet und für die Museumsbesucher interessant und nach neuesten Erkenntnissen der Museumspädagogik aufbereitet. Der Anbau von Tabak war nämlich

von zirka 1700 bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts eine wichtige Lebensgrundlage für die Frastanzer Familien. Es waren vermutlich Wanderarbeiter, welche Tabakpflanzen nach Frastanz brachten. Jedenfalls haben einige findige Köpfe deren Potenzial erkannt, den „Tabacco di Frastanza“ wohl auch gut vermarktet und bis nach Mailand und Straßburg verkauft. Als das Tabakmonopol eingeführt und der Frastanzer Geschäftstüchtigkeit damit ein Riegel vorgeschoben wurde, hat-

te dies ebenfalls gewaltige Auswirkungen. Denn die neuen Fabriken im Ort boten damals sehr wohl neue Erwerbsmöglichkeiten, doch sehr viele Frastanzer hatten keine Lust, sich in der Fabrik zu verdingen. Jeder vierte Einwohner zog es vor, sein Glück in Übersee zu versuchen. Rund um den Tabakanbau in unserer Heimatgemeinde gibt es also viel zu berichten - und im neuen Tabakmuseum werden diese Geschichten äußerst spannend erzählt. Überzeugen Sie sich selbst!

„Lange Nacht“ bietet erstmals Einblicke ins Tabakmuseum

75 Museen in Vorarlberg und Liechtenstein beteiligen sich an der „ORF Lange Nacht der Museen“ am 7. Oktober. In Frastanz wird bei dieser Gelegenheit das neue Tabakmuseum erstmals öffentlich zugänglich sein.

Nachtschwärmer haben den Termin längst vorgemerkt. Schließlich wird die „Lange Nacht der Museen“ heuer bereits zum 18. Mal bundesweit ausgerufen.

Die Museen und Galerien sind alle von 18 Uhr bis 1 Uhr früh geöffnet und überraschen die Besucher mit vielerlei besonderen Events. Das „Lange Nacht-

Ticket“ berechtigt zum Eintritt in allen beteiligten Museen und gilt außerdem als Fahrschein in den Shuttlebussen sowie auf allen Linien des Vorarlberger Verkehrsverbundes. Es kann online unter www.langenacht.orf.at oder direkt im Museum gekauft werden.

Reguläre Tickets kosten 15 Euro, Schüler, Studenten, Senioren, Menschen mit Behinderungen, Präsenzdienler sowie Ö1-Club-Mitglieder haben Anspruch auf ermäßigte Tickets um zwölf Euro. Wer vorhat, nur Museen in der Region zu besuchen, kann ein Ticket um sechs Euro erwerben, welches nur zum Eintritt in den Kultureinrichtungen im Oberland

und im Montafon gilt. Kinder bis zum Alter von zwölf Jahren haben in der „Langen Nacht der Museen“ ohnehin überall freien Eintritt.

In Frastanz können das Elektromuseum, das Feuerwehrmuseum, das Jagdmuseum, das Rettungsmuseum und - erstmals - das neue Tabakmuseum besucht werden. Ab 18 Uhr werden Sonderführungen angeboten, der Shuttle-Bus fährt die Vorarlberger Museumswelt von 18.05 bis 1.05 Uhr alle 30 Minuten an. Einer spannenden Museums-Nacht steht also nichts im Weg.

Interessierte finden alle Informationen im Internet unter: www.langenacht.orf.at.





Liebe Frastanzerinnen und Frastanzer!

Zum dritten Mal im heurigen Jahr habe ich die Gelegenheit eine Sondernummer der Impulse anzukündigen. Nach dem Frastanzer Sippenbuch und der Naturmonographie „Stutz-Stutzberg-Bazora“ lenkt die neue Broschüre die Aufmerksamkeit auf die wirtschaftshistorische Bedeutung des Tabakanbaus in unserer Gemeinde.

Der Tabakanbau hat vor der Industrialisierung über 150 Jahre lang eine äußerst wichtige wirtschaftliche Bedeutung, er war neben der Viehzucht ein zweites wirtschaftliches Standbein. Der Blick in die Geschichte wird mit der Eröffnung des Frastanzer Tabakmuseums in der Museumswelt Frastanz wissenschaftlich aufgearbeitet und gleichzeitig anschaulich dargestellt.

Das Interesse am „Tabacco di Frastanza“ hat Harald Ludescher geweckt. Die Sammlung an historischen Pfeifen bildete den Grundstein für eine Dauerausstellung im Rathaus. Hinzu kamen die Dauerleihgaben aus dem ehemaligen Österreichischen Tabakmuseum – heute JTI Austria – ab dem Jahre 2002. Die Idee, die Zentrale des

Tabakhandels, die Vorsteherstube, in das Museum einzugliedern, stammt von ihm.

Dr. Sabine Fellner und Mag. Georg Thiel – profunde Kenner der österreichischen Tabakgeschichte – haben nicht nur seit 2006 sieben Sonderausstellungen als Kuratoren begleitet, sie zeichnen auch für die museale Aufbereitung im neuen Tabakmuseum verantwortlich.

Von Bmst. DI Ursula Ender (Atelier Ender – Nüziders) stammt das bis ins letzte Detail ausgeklügelte architektonische Konzept, das in enger Zusammenarbeit mit den Kuratoren und dem Frastanzer Graphiker Martin Caldonazzi die Geschichte des Frastanzer Tabakanbaus für die Museumsbesucher attraktiv und spannend aufbereitet.

Unterstützt wurde ihre Arbeit vom Archivar der Marktgemeinde Frastanz, Mag. Thomas Welte, der die vielen historischen Fakten und Belege lieferte.

Damit ist ein weiterer Baustein der Frastanzer Museumswelt fertig gestellt. Daher gilt auch mein Dank nicht nur den oben genannten Persönlichkeiten, sondern

auch der Leitung der Museumswelt, Manfred Morscher und Kurt Moll, und den vielen ehrenamtlichen Mitarbeitern. Wiederum ein Zeichen dafür, wie eine Idee Kreise zieht und mit viel Engagement und Ausdauer gelingt.

Dank gebührt auch jenen Sponsoren, die seit Jahren dieses Engagement durch ihren finanziellen Beitrag wertschätzen.

Liebe Frastanzerinnen und Frastanzer, ich lade alle ein, in der Frastanzer Museumswelt vorbeizuschauen. Neben dem neuen Tabakmuseum erwarten sie auch in den anderen Museen spannende Einblicke – ins Feuerwehr- und Rettungswesen, über die Vorarlberger Jagd und über Fragen zur Elektrizität.

Es grüßt Sie herzlich

Eugen Gabriel, Bürgermeister der Marktgemeinde Frastanz





Tabak-Freunde unter sich: Alt-Bgm. Harald Ludescher, Dr. Sabine Fellner und Mag. Georg Thiel. Das Einräumen der Museumsstücke haben die Kuratoren persönlich überwacht.

„Da waren einfach gewiefte Geschäftsleute am Werk“

Der „Tabacco di Frastanza“ war einst weit verbreitet, bis nach Mailand und Straßburg wurde er verkauft. Das lag aber wohl kaum an der besonderen Qualität der heimischen Rauchware. „Da waren einfach gewiefte Geschäftsleute am Werk“, vermuten Dr. Sabine Fellner und Mag. Georg Thiel.

Sabine Fellner studierte Kunstgeschichte in Wien und an der berühmten Sorbonne in Paris. Georg Thiel ist Politikwissenschaftler, studierte auch neuere Geschichte und Zeitgeschichte. Die beiden sind Österreichs wohl profundeste „Tabak-Historiker“ und begleiten Frastanz seit dem Jahr 2002, als in einer Vitrine im Rathaus erstmals Erinnerungstücke präsentiert wurden, bei der wissenschaftlichen Aufbereitung der Frastanzer Tabakgeschichte. Und die birgt durchaus auch für die Experten ihre Besonderheiten, Rätsel und Geheimnisse.

Es wird angenommen, dass in Frastanz mit dem Tabakanbau vor rund 300 Jahren begonnen wurde. Und zwar von Männern, welche das als Wanderarbeiter im französischen Elsass gelernt hatten. „Damals waren viele Vorarl-

berger als Wanderarbeiter unterwegs“, erläutert Georg Thiel. Auf die Idee, die Tabakpflanze mit nach Hause zu bringen, ist man sonst aber nirgends in Westösterreich gekommen. „Dabei konnten mit dieser neuen Feldfrucht beste Umsätze erzielt werden“, ergänzt Sabine Fellner.

Und obwohl die Tabakpflanze prinzipiell viel Sonne braucht und es infolgedessen weit günstigere Anbaulagen gab, war der Frastanzer Tabak schon 1740 mindestens landesweit bekannt, wie man aus Beschreibungen der damaligen Herrschaften weiß. „Die müssen schon auch ein gutes Marketing gemacht haben“, vermutet Fellner. Das Geschäft entwickelte sich jedenfalls prächtig und viele Frastanzer Familien lebten von den Erlösen aus der Tabakpflanze. Im Jahr 1828 wurde allerdings das in den übrigen Gebieten Österreichs geltende Tabakmonopol auch auf Tirol und Vorarlberg ausgeweitet, womit der schleichende Untergang des Tabakanbaus in Frastanz besiegelt war.

Die Geschichte des Tabakanbaus in Frastanz aufzuarbeiten und ihr auch ein eigenes Museum zu widmen, das hielten Thiel und Fellner von Anfang an und gerade wegen der Sonderstellung von Frastanz



Dr. Sabine Fellner und Mag. Georg Thiel haben sich eingehend mit der Frastanzer Tabakgeschichte beschäftigt.

in der Tabakbranche für eine gute Idee. Beide waren mit dem Österreichischen Tabakmuseum verbunden, das bis zum Jahr 2003 - zuletzt im Museumsquartier in Wien - betrieben wurde. Mit insgesamt rund 10.000 Objekten ist die seinerzeit von Austria Tabak angelegte Sammlung bis heute eine der bedeutendsten ihrer Art weltweit. Zu sehen sind aber nur noch Teile dieser Sammlung - in wenigen kleinen Museen in Österreich. Für das Frastanzer Tabakmuseum haben Fellner und Thiel rund 120 besondere Stücke aus dieser Sammlung ausgewählt. Dazu kommen noch zahlreiche Tabak- und Raucherutensilien, welche der Markt-gemeinde von Privatpersonen zur Verfügung gestellt worden sind.



In Erinnerung an den traditionellen Tabakanbau in Frastanz wird seit einigen Jahren im Gemeindepark Virginiatabak gepflanzt.

„Tabaksaufen“ kam im 16. Jahrhundert in Mode

Seeleute brachten den Tabak im 16. Jahrhundert nach Europa. Während die Pflanze anfangs als Zier- und Heilpflanze Einzug hielt, kam das „Tabaksaufen“ in den darauffolgenden Jahrhunderten zunehmend in Mode.

Unter den Kolonisten, die sich nach der Entdeckung Amerikas in den spanischen Kolonien niederließen, befand sich auch der Mönch Bartholomé de Las Casas. Er berichtete, dass er dort Männern und Frauen begegnete, „die alle eine glühende Kohle in der Hand trugen, die von wohlriechenden Kräutern unterhalten wurde. Es waren dies trockene Kräuter, in ein gleichfalls trockenes, breites Blatt eingewickelt [...] An einem Ende waren sie angezündet, am anderen Ende saugten die Leute und tranken gewissermaßen durch Einatmung den Rauch.“

Zunächst eiferten vor allem die Matrosen und Soldaten den Menschen in Übersee in dieser Hinsicht nach. Die Landsknechte des 30jährigen Krieges machten das Tabakrauchen später in ganz Europa bekannt. Da importierter Tabak teuer war, verlegte sich bald auch die „Alte Welt“ auf dessen Anbau.

Der französische Arzt und Diplomat Jean Nicot beschäftigte sich in Lissabon mit der Heilwirkung des Tabaks. Er war begeistert von dieser „Wunderpflanze“ und schickte im Jahr 1561 Samen an den französischen Hof. Dies führte einerseits dazu, dass sich der Tabak in Frankreich besonders früh verbreitete, andererseits brachte es Jean Nicot ein kleines Stück Unsterblichkeit.

Namenspate Jean Nicot

Der französische Botaniker Jacques Daléchamps gab der Pflanze 1586 ihren endgültigen lateinischen Namen *Herba Nicotiana*. Als die Heidelberger Chemiker Karl Ludwig Reimann und Christian Wilhelm Posselt 1828 erstmals das in der Tabakpflanze wirksame Alkaloid isolierten, nannten sie dieses ihm zu Ehren Nicotin.

Um 1650 traten die ersten Verbote in Kraft. Historiker werten dies als Zeichen, dass das „Tabaksaufen“ wohl bereits weit verbreitet war. So wurde etwa laut Polizeordnung der Herrschaft Bludenz aus dem Jahr 1651 das „Tabaktrinken“ ebenso verboten wie ab 1698 das „Kautabakfressen“ in den Bregenzerwälder Kirchen.

Am Hof des französischen „Son-

nenkönigs“, Ludwig XIV, kam im 18. Jahrhundert das „Schnupfen“ in Mode. Bei rund 90 Prozent des um 1800 in Deutschland und Frankreich verkauften Tabaks handelte es sich um Schnupftabak. Außerdem wurde die Zigarre in dieser Zeit zu einem Symbol des aufstrebenden Bürgertums.

Die erste österreichische Tabakfabrik wurde 1723 in Hainburg gegründet. Hans Heinrich Schlottmann gründete 1788 die erste deutsche Zigarrenfabrik.

Mit dem Tabakpatent 1784 machte Kaiser Joseph II den Tabakanbau, die Fabrikation und den Handel von Tabak zur staatlichen Angelegenheit. Vorarlberg und Tirol waren vorerst ausgenommen, 1828 wurde das Monopolgebiet aber auch auf diese Länder ausgeweitet.

Mit Beginn des 19. Jahrhunderts verbreitete sich die Zigarette von Spanien aus nach Frankreich. 1843 experimentierte auch die österreichische Tabakregie mit einer „Papierzigarre“. 1862 wurde die erste Zigarettenfabrik in Deutschland, drei Jahre später in Österreich eröffnet.

Übrigens: König Ferdinand von Bulgarien war 1914 der stolze Besitzer des ersten Autos mit Aschenbecher.



TABACCO DI FRASTANZA

Der Tabakanbau war für viele Frastanzer im ausgehenden 18. Jahrhundert eine wichtige Lebensgrundlage. Bis nach Straßburg und Mailand wurde der „Tabacco di Frastanza“ verkauft.

Vor rund 300 Jahren mussten sich viele Vorarlberger im Ausland verdingen, um den kargen Ertrag der Landwirtschaft zuhause ein wenig aufzufetten. Andere Erwerbsmöglichkeiten gab es hier-

zulande kaum. Einige Frastanzer verschlug es damals ins Elsass - und von dort haben sie vermutlich Tabakpflanzen mitgebracht.

Um das Jahr 1700 herum dürften erstmals Tabakpflanzen auf den Feldern, in den Hausgärten und auf den Misthaufen im Ort Einzug gehalten haben. 1740 jedenfalls war der Frastanzer Tabak bereits landesweit bekannt. Von etwas Bauertabak für den Eigenbedarf abgesehen, wurde dieses Mitbringsel aus Amerika nirgendwo sonst in Vorarlberg in größerem Stil kultiviert.

legt, dass Johann Christian Walser 1808 im Haus Nr. 56 (beim Gasthof Sonne) eine „Tabakstampf“ betrieb, in der die Bauern die stark riechenden Blätter für die Weiterverarbeitung zerkleinerten. Mithilfe von besonderen Vorrichtungen, den Tabak- oder einfach „Bak-Rädern“ wurde der Tabak in den Bauernhäusern auch zu Rauchtabak-Rollen versponnen. Außerdem wurde Schnupf- und Kautabak selbst hergestellt.

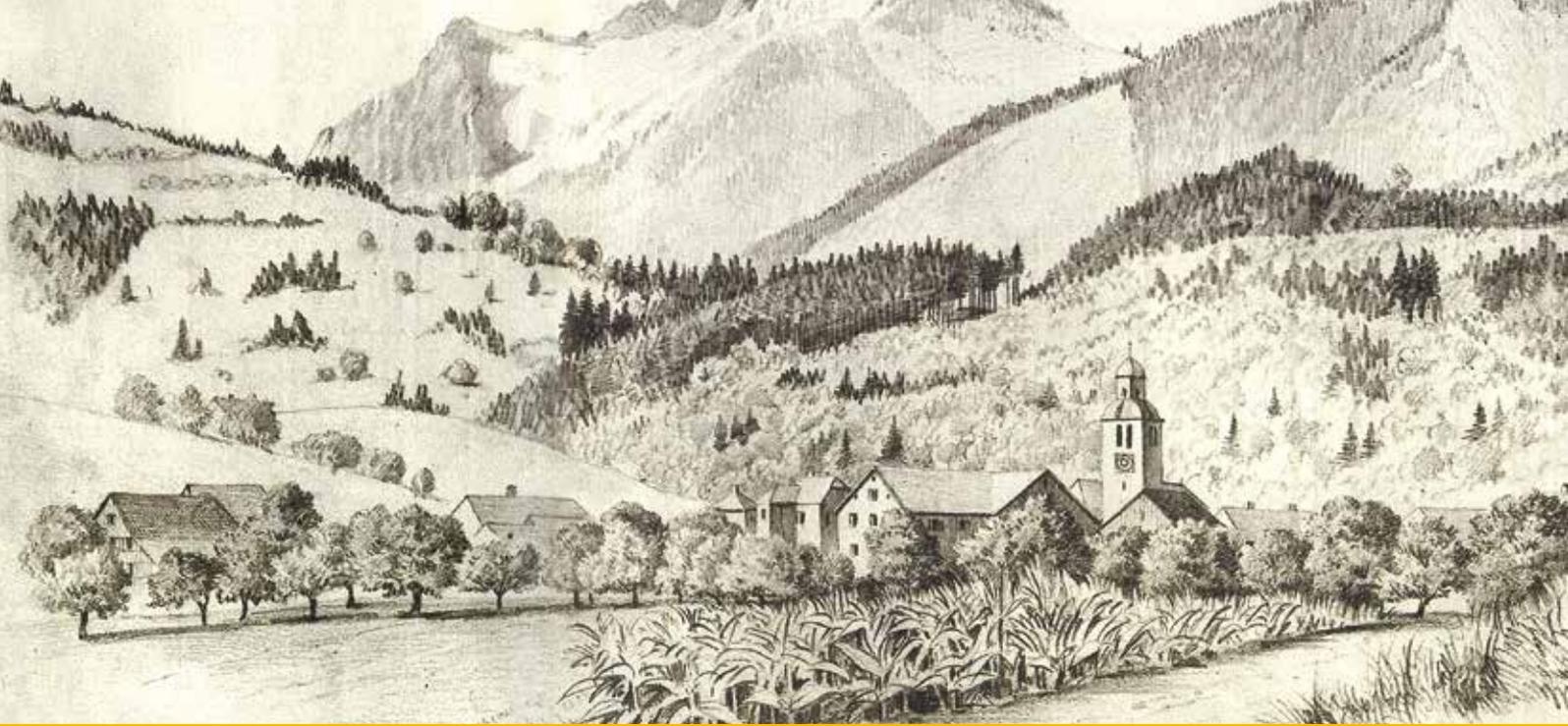
Ein Teil der Blätter und Rauchwaren wurde auf dem Wochenmarkt in Feldkirch verkauft. Außerdem ging der „Tabacco di Frastanza“ nach Straßburg oder Mailand, wo er auch als „Tabacco di Mariexa“ bekannt war. Die Schweiz wurde ebenfalls beliefert.

Der Tabakanbau lohnte sich für die Frastanzer Bauern. Um 1819 gab es in Frastanz drei größere Tabakproduzenten, welche ihren schwarzen Rauchtabak grobteils nach Graubünden verkauften. Für den Zentner Rauchtabak erhielten sie acht, für dieselbe Menge getrockneter Tabakblätter elf Gulden. Die rund 3000 bis 4000 Gulden, welche die Frastanzer in dieser Zeit alljährlich aus dem Tabakanbau einnahmen, waren eine stolze Summe für eine kleine Landgemeinde. In andere Gebiete der k.u.k.-Monarchie durften die Frastanzer ab 1784 allerdings nicht liefern, da Kaiser Joseph II.

Tabak als „Zweitkultur“

Die Frastanzer pflanzten Tabak auf ihren Feldern, sobald die Gerste im Juli geerntet war. Nach rund 90 Tagen begannen die Tabakblätter zu welken und entwickelten einen starken Geruch. Dies war das Zeichen, dass die Erntezeit gekommen war. Anschließend wurden die Blätter für zirka neun Wochen zum Trocknen aufgehängt. Oskar Wiederin berichtet in seinem Buch „Seinerzeit in Frastanz“, dass der Tabak anschließend mit einem Absud aus Weichselblättern gebeizt und mehrere Tage lang in gärenden Heustöcken gelagert wurde. Dadurch habe der Frastanzer Tabak seinen ganz besonderen Geschmack entwickelt. Es ist be-





Gemeindearchivar Mag. Thomas Welte lieferte die geschichtlichen Hintergründe.

dort ein staatliches Tabakmonopol eingeführt hatte. Dass Vorarlberger und Tiroler Tabak trotzdem regelmäßig auf Schmuggelpfaden in die anderen Provinzen gelangte, wollte der Staat 1828 nicht länger hinnehmen. Wohl wissend, dass die Bevölkerung nicht gerade begeistert sein würde, beschloss die Regierung, das Tabakmonopol nun auch auf Vorarlberg und Tirol auszudehnen. Kreishauptmann Johann Ritter von Ebner wurde davon in Kenntnis gesetzt und darüber informiert, dass man in „aller Schonung“ vorgehen und die „Gemüter der Landbewohner“ nicht unnötig aufregen wolle. Das für Frastanz so bedeutsame Zirkulare wurde am 14. Mai 1828 sogar von der Kanzel verlesen.

Die Frastanzer durften danach zwar weiterhin Tabak anpflanzen, mussten aber eine Reihe von Bestimmungen einhalten, die dem

Staat die totale Kontrolle ermöglichen. Vor allem aber mussten sie ihre ganze Ernte an den Staat verkaufen - und der bezahlte nicht annähernd so viel, wie sich die Frastanzer Bauern vorstellten. Obwohl die Ablösepreise 1835 etwas erhöht wurden, ließen mehr und mehr Frastanzer Landwirte vom Tabakanbau ab. 1836 wurde erstmals gar kein Tabak angebaut. Es gibt noch eine Aufstellung der Einlösepreise aus dem Jahr 1844. Diese scheint aber die letzte gewesen zu sein - und der Tabakanbau geriet nach und nach in Vergessenheit.

Die Zeichnung oben zeigt Frastanz im Jahre 1878. Sie stammt ebenfalls aus dem Buch „Seinerzeit in Frastanz“. Laut Oskar Wiederin handelt es sich um die einzige Ansicht des alten Frastanz, welche noch Reste des früher so bedeutenden Tabakanbaus zeigt. - Und auch diese sei nur aus Versehen entstanden. Der aus dem Elsass stammende Maler hatte nämlich den Auftrag, bekannte Schlachtenorte festzuhalten. Er war aber wohl nicht besonders ortskundig. Denn die „Schlacht bei Frastanz“ fand 1499 auf der Letze und im Ried statt. Er zeigt auf diesem Bild stattdessen das Hofnerfeld mit der 1885 abgebrochenen alten Pfarrkirche - und einigen Tabakpflanzen im Vordergrund.

um 1700

Wahrscheinlich bringen Saisonarbeiter erstmals Tabakpflanzen aus dem Elsass mit nach Frastanz und bauen diese in ihren Gärten an.

1740

... ist der Tabakanbau in der „Feldkircher Gegend“ bereits landesweit bekannt.

1768

... werden in Frastanz mehr als tausend Zentner (= 100 Tonnen) Tabak geerntet.

1811

... wird laut Anbautabelle in den Parzellen Hofen (140 Zentner), Einlis (105 Zentner), Fellengatter (21 Zentner), Frastafeders (20 Zentner), Amerlügen (drei Zentner) und Gampelün (ein Zentner) Tabak angebaut.

1828

... wird die Tabakregie in Vorarlberg eingeführt. Der Anbau ist zwar unter bestimmten Bedingungen weiterhin gestattet, nimmt in der Folge jedoch ab.

1836

... wird in Frastanz erstmals kein Tabak mehr angebaut.

1848

Im Revolutionsjahr vertreiben die Frastanzer die „Finanzer“ aus dem Dorf.

1854

... müssen Josef und Katharina Matt wegen unerlaubtem Tabakanbau eine Strafe von 46 Gulden und 30 Kreuzern bezahlen.





Diese beiden Tabaksorten wurden in Frastanz angebaut: Der Bauern-Tabak (*Nicotiana rustica*, li.) war eher für den Eigengebrauch, der Virginia-Tabak (*Nicotiana tabacum*) wurde bis nach Mailand und Straßburg verkauft.

Tabak-Revolte gegen den Doppeladler

Der Tabakanbau verhalf der Gemeinde Frastanz zu einer Blütezeit, welcher die Einführung des Tabakmonopols ein jähes Ende setzte. Im Revolutionsjahr 1848 setzten die Frastanzer deshalb einiges daran, die alten Zustände wieder herzustellen.

„Frastanz gehört zu den glücklichen Gemeinden, in denen der Ackerbau in den fruchtbaren Gefilden des linken Illufers die größten Fortschritte gemacht hat und in neuerer Zeit auch der Fabriksbetrieb einen ungeheuren Aufschwung nahm.

Frastanz war bis zur Einführung des Tabakmonopols die einzige Gemeinde in Vorarlberg, die als zweite Frucht in bedeutender Menge Tabak pflanzte und dadurch große Summen gewann. Bei der Einführung des Tabakmonopols wurde der Gemeinde die weitere Tabakpflanzung zwar bewilligt, jedoch die Preise für die Erzeugnisse sind so nieder, dass der Tabakbau in Frastanz nun fast gänzlich aufgehört hat“, schilderte Kreishauptmann Johann Ritter von Ebner 1841 die Situation. Er sah dies allerdings gelassen, denn „dafür sind aber neben der schon bestehenden ersten Rotfärberei

Vorarlbergs, in der Felsenau, in neuester Zeit drei neue Fabriken entstanden, die der Bevölkerung Arbeitsgelegenheit und Verdienst im Überfluss verschaffen.“

Doch die Arbeitsbedingungen in diesen Fabriken waren nicht gerade verlockend. Dies zeigt ein Bericht des Vorarlberger Kreisamtes aus dem Jahr 1837: „Die Luft ist durch allerlei Ingredienzen verunreinigt und wird durch den Dampf der Maschinen, durch die Ausdünstung der meistens sehr unreinen Arbeiter und durch die sehr hohe Temperatur, welche in Spinnereien 19 – 20 Grad Reaumur (= 25 Grad C), in den Färbereien 50 – 55 Grad Reaumur (= 65 Grad C) erreicht, sehr verdorben.“ Dies bestätigt auch der Kreishauptmann, der im Mai 1836 um halb fünf Uhr morgens einigen Kindern begegnete, die gerade auf dem Weg zur Arbeit in diesen Fabriken waren. Er schrieb: „Das leichenblasse und ganz blöde Aussehen der Gesichter voller Runzeln wie alte Leute, ein ganz abgemagerter mühsam fortgeschleppter Körper sind ebenso viele wie schreiende Beweise des harten Loses dieser Kinder.“

Angesichts dieser Perspektiven fiel revolutionäres Gedankengut damals in Frastanz auf frucht-

baren Boden. „Und so ist der Monat März zu Ende gegangen – wohl der ereignisreichste dieses Jahrhunderts, und vielleicht Jahrtausends, denn solche Umwälzungen unerhörtester Art, wie in diesem Monate haben sich in gleicher Zeit wohl noch nie ereignet. Es scheint als ob die Ratschlüsse der Vorsehung dahin gingen, gänzlichen Umsturz alles Bestehenden zuzulassen,“ notierte Zeitzeuge Kreishauptmann Ebner am 31. März 1848 über die Entwicklungen im Land. Im Frühherbst berichtet er konkret aus Frastanz: „Ein alter Feldkircher Polizeidiener machte mir vertrauliche Mitteilungen über das neuerliche Auftauchen der Wühlerpartei in der Umgebung von Feldkirch. Er behauptet selbst die frechsten aufrührerischen Reden gehört zu haben. Als einer der heftigsten Schreier wurde mir der Kronenwirt Gstach in Frastanz bezeichnet.“ Angesichts der unklaren politischen Verhältnisse schöpften die Frastanzer Bauern Hoffnung. In einer Petition forderten sie die Freigabe des Tabakanbaus. Als sich die Landstände bei ihren Beratungen nicht einig wurden, pflanzten sie kurzerhand wieder Tabak an, ohne die Behörden zu informieren. Diesem Treiben sollte eine Finanzwachekommiss-



An die übriggebliebenen Werkzeuge der untergegangenen Tyrannei!

Kennt Ihr nun endlich nach der heilsamen Lektion, die Frastanz Euch gegeben, das Volk von 1848? Nehmt Frastanz für Vorarlberg, Vorarlberg für Österreich. Laßt fahren den Wahn, uns in's alte Loch zwingen zu können! Baut nicht mehr auf unsere Blindheit. Wir wissen wohl, wir Bauern, daß wir sowie den unentbehrlichsten, so auch den zahlreichsten Stand im Staate bilden, daß wir vereint unsere Freiheit gegen jeden Anar-

In einem Flugblatt (vollständiger Text siehe unten) wurde 1848 die Bevölkerung zur Rebellion aufgerufen und die Frastanzer Tabakrevolte als Vorbild gefeiert.

sion ein Ende setzen. Diese wurde allerdings am 23. Oktober von einer aufgebracht Menschenmenge sofort wieder vertrieben. Auch der regulär in Frastanz stationierte Finanzwachebeamte sah sich daraufhin veranlasst, seinen Posten zu verlassen. „Aha mit'm Raubvogel“ - dieser Schlachtruf gegen den Doppeladler sollte Frastanz aber schlecht bekommen. Die rebellische Walgaugemeinde wurde nämlich in den folgenden Jahren bei den damals üblichen Militäreinquartierungen so „bevorzugt“, dass das Schulgebäude

drei Jahre lang als Kaserne dienen und der Unterricht in Privathäuser abgehalten werden musste. Kein Wunder also, dass es viele Frastanzer damals vorzogen, ihr Glück in der Neuen Welt zu versuchen. Obwohl sich die Bevölkerungszahl im 19. Jahrhundert auf mehr als 2000 Personen nahezu verdoppelte - die Einheimischen suchten das Weite. Laut Aufzeichnungen des Pfarrers Rinderer hielten sich 1868 immerhin 136 seiner Pfarrkinder in Amerika auf - das waren rund acht Prozent der Bevölkerung.



Die Zeichnung „Rauchender Bauer“ des Wiener Zeichners und Karikaturisten Hans Schließmann ist um 1900 entstanden.

An die übriggebliebenen Werkzeuge der untergegangenen Tyrannei!

... Unter diesem Titel wurde im Revolutionsjahr 1848 in einem Flugblatt im ganzen Land auf die Frastanzer Tabakrevolte Bezug genommen:

Kennt Ihr nun endlich nach der heilsamen Lektion, die Frastanz Euch gegeben, das Volk von 1848? Nehmt Frastanz für Vorarlberg, Vorarlberg für Österreich. Laßt fahren den Wahn, uns in's alte Loch zwingen zu können! Baut nicht mehr auf unsere Blindheit.

Wir wissen wohl, wir Bauern, daß wir sowie den unentbehrlichsten, so auch den zahlreichsten Stand im Staate bilden, daß wir vereint unsere Freiheit gegen jeden Angriff zu verteidigen vermögen, daß die Soldaten, ihrer ungeheuren Mehrzahl nach unsere Söhne, unsere Brüder, sich nicht mehr gedanken- und willenlos wie tote Maschinen, zur Unterdrückung des Volkes, zu dem sie gehören, werden gebrauchen lassen. Und unsere geistlichen Herren werden uns

nicht mehr, wie Sie früher mußten, Gehorsam gegen Unterdrückung unter dem Namen der christlichen Geduld predigen; ein solcher Gehorsam ist nicht die Geduld des Christen, sondern die Geduld des verdummten, zum Vieh herabgedrückten Sklaven. Frastanz hat den Beweis geliefert, daß das Volk nun und nimmermehr die, alte Tyrannei sich gefallen zu lassen gesonnen ist. Begnügt Euch mit diesem einen Beweise, verlangt keine andern!





Von links: Volksschriftsteller Josef Wichner (Foto: Helmut Klapper, Vorarlberger Landesbibliothek), der Frastanzer Dichter Adalbert Welte (Foto: Helmut Klapper, Vorarlberger Landesbibliothek) und der Bregenzerwälder Dichter Franz Michael Felder: Der war ebenfalls ein passionierter Pfeifenraucher (rechte Seite).

Frastanzer Tabakkultur - das berichten die Dichter:

Schnupfen und Pfeife rauchen gehörte für viele Jahre zum guten Ton. Die Schriftsteller von damals machten den Tabakkonsum denn auch mehrfach zum Thema.

Der Theologe und Historiker Franz Josef Waitzenegger, 1784 in Bregenz geboren, widmet dem Frastanzer Tabakanbau unter anderem folgende Zeilen:

Damals rauchte in Frastanz alt und jung, Weiber und Mädchen, Tabak, und diese einzige Gemeinde schätzte ihr jährliches Erträgnis im Durchschnitte auf 4000 fl. Eben fing die Tabakpflanzung an, sich in das Jagdbergische und nach Tosters zu verbreiten, als im Jahre 1828 die Regie eingeführt wurde; seit dem nimmt der Anbau dieses Krautes ab, obschon von den kaiserlichen Manufakturen für die Frastanzer Blätter weit höhere Preise als in Südtirol bezahlt werden. Das weibliche Geschlecht hat sich das Rauchen ziemlich abgewöhnt, nur hier und da sieht man ein altes Mütterchen, die das liebe Pfeifchen nicht lassen kann."

Franz Josef Waitzenegger verstarb bereits im Alter von 38 Jahren. Dieser Text stammt aus dem Buch „Vorarlberg“, welches 1839 aus seinem Nachlass verlegt wur-

de. Es gilt als erstes gedrucktes Geschichtsbuch Vorarlbergs.

Pfeife rauchender Gymnasiast

Der Bludener Volksschriftsteller und Lehrer Josef Wichner erinnerte sich im 1897 erschienen Buch „Im Studierstädtlein“ an seine Zeit am Feldkircher Gymnasium:

„Über das Tabakrauchen, das denn doch bei mäßigem Genusse nur den Erwachsenen bekömmet, einen sich ausbildenden Organismus aber schwer schädigen kann, habe ich mich schon wiederholt in unzweideutiger Weise geäußert.

Manchem meiner Kameraden kam das vornehmere und in guter Gesellschaft eher geduldete Zigarrenrauchen viel zu teuer zu stehen, und so wandten wir unsere Sorgfalt den Pfeifen zu und bildeten uns umsomehr ein, je dicker das Rohr, je bunter die Quaste und je größer der Fassungsraum unseres „Systemes“ war, und wer sich noch den Luxus eines schönen Gemäldes auf dem Pfeifenkopfe zu gönnen vermochte, der wurde vielfach beneidet.

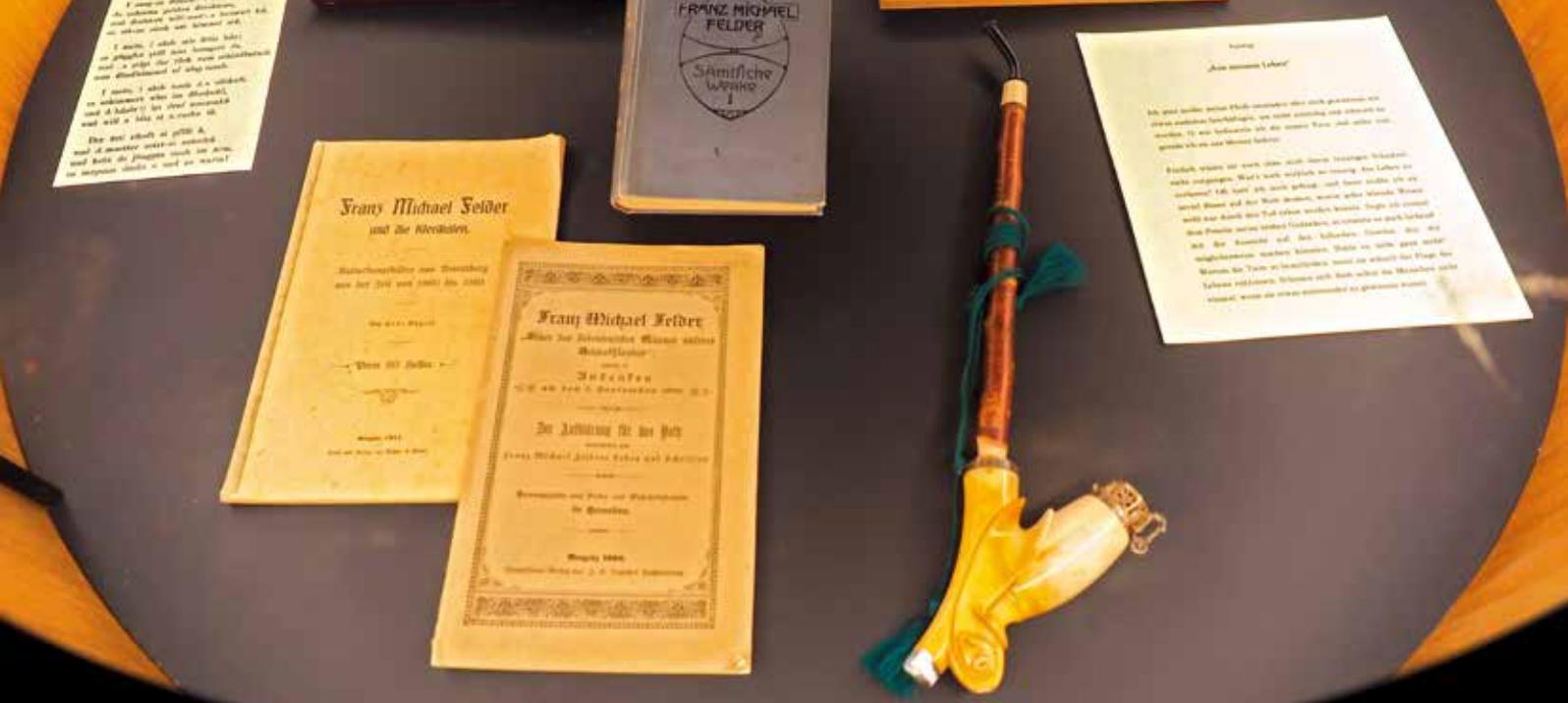
Mein „Kopf“ wies damals die Büste eines ehrwürdigen Greises und war so schwer, dass ich stets

beide Hände nötig hatte, um zu verhindern, dass das qualmende Ding dem Gehege der Zähne entfalle. Dessenungeachtet war dieses wuchtige „System“ meine treue Gefährtin auf meinen Spaziergängen und ich war nicht wenig stolz, als mich unser Direktor einmal einen guten Feuerwerker pries ... dass der gute Mann, unter dessen Leitung ich mir späterhin die ersten Sporen im Lehramte verdiente, mich hänselte, fiel mir nicht im Träume ein.

Hätte er mir in aller Wohlmeinung geraten, ich möchte doch das Ungetüm einem Museum einverleiben, so hätte ich ihm wohl mit Berufung auf die Disziplinar-gesetze, die das Rauchen in der „Bude“ und außer der Stadt ohne weitere Einschränkung gestatteten, mit Pfeffels altem Husaren geantwortet: „O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen!“

Einmal aber sollte ich's doch deutlich genug merken, dass eine solche Riesenpfeife ... zumal in Straßen und Gassen nicht in den Mund eines Studierenden passt. Eine Seiltänzer-gesellschaft ließ während der Ferien auf dem Marktplatz meines Geburtsstädtchens unter freiem Himmel ihre Künste sehen. Natürlich stand ich mit meiner gewaltigen Pfeife





auch unter den Gaffern, obschon ich keinen Kreuzer Geld im Sacke hatte. Als jedoch eine ältliche Dame im Flitterstaate mit einem Teller „absammelte“, suchte ich mich zu drücken, wurde aber erwischt und vor allen Leuten derb gescholten, ich solle mich doch schämen, solch einen „Kolben“ im Maule zu tragen und dabei den Künstlern den sauer verdienten Lohn vorzuenthalten.

Wahrhaftig ... ich schämte mich bis unter die Haarwurzeln ... umsomehr, als alle, die auch nur einen halben Kreuzer in den Teller geworfen hatten, der Feuerfresserin beistimmten ... aber die Pfeife opferte ich doch nicht!

„Es war Tabak und Zufriedenheit...“

Der gebürtige Frastanzer Adalbert Welte, geboren 1902 und 1969 in Hard verstorben, setzte sich in seinem 1953 erschienenen Werk „Schatten überm Dorf“ kritisch damit auseinander, dass die Arbeiter in den Industriegebieten ausgebeutet werden:

Der Pfarrer rückte seinen Stock von der Stelle, ein-, zweimal, dann sagte er: „Ihr täuscht Euch! Wir – haben uns nur gewehrt!“ „Wehren muss man sich bei einem

Feind. Aber ich war nie euer Feind! Ich war einer, der Arbeit bringen wollte. Was kann ich dafür, wenn ihr die Arbeit abgelehnt habt! Ich hab erst die Fremden geholt, als die Dörfler nicht wollten.“

„Die Gottlosen und Andersgläubigen, die ---“

Er schwieg plötzlich. Auch Vergud schwieg, obwohl es ihn gelüstete, zu widersprechen, doch wollte er seiner eigenen Absicht nach Klärung nicht zuwiderhandeln. „Ich geb´ zu“, begann er nach einer Pause, „es hat manche Unliebsamkeiten gegeben, aber wie gesagt, böser Wille war es nicht.“ Auch damals nicht, als Ihr die Fahne nicht weihen liebet, und damals auch nicht bei den Patrozinien, dachte der Pfarrer.

„Doch dies ist bloß die Einleitung“, lächelte Vergud. „Wir wollen gleich auf die Sache eingehen. Ich möchte einmal nach außen Frieden machen. Ihr schaut erstaunt – warum der Wechsel, denkt Ihr? Man wird älter. Man verliert allmählich den Justament-Standpunkt – und dann hat man größere Sorgen und weitere Bereiche – und auch meiner Frau hab ich’s versprochen. Es ist eben doch nicht gut, wenn sich zwei Nachbarn streiten. Eure Leute sind augenblicklich in einer schwierigen

Lage. Das Verbot des Tabakbaues –“ „Auch das sei, sagt man, auf Euch zurückzuführen!“ redete der Pfarrer dazwischen, wieder sachlich, als ob es ihn kaum berührte.

„Das ist eine Lüge!“, erwiderte Vergud, aber es klang auch weniger als Verteidigung denn als Feststellung ... Es entstand eine Pause, sie wuchs unerbittlich über Vergud herein. Endlich fragte er wieder: „Und was meint Ihr, Herr Pfarrer?!“

Der schwieg immer noch. Endlich erhob er sich und wies mit dem Stock ins Freie: „Seht Ihr dort draußen: Himmel und Hänge, Wiesen und Wind?“

Da war es an Vergud, zu schweigen.

„Und seht Ihr die Wolken und die Freiheit, auch die innere Freiheit? Ich bin einmal in ein Dorf gekommen. Das war ein redliches Dorf mit Mann und Weib und Kind! Die Leute lebten in ihrem Frieden dahin. Sie brauchten nichts als das, was der Acker gab. Aber das war unendlich viel: Es war Tabak und Zufriedenheit, Türken und Sättigung, Hanf und Kleidung, Obst und Freude, ein unbeschreiblich sicheres und behütetes Leben und eine Welt, wie sie keine größere gab, denn mitten im Dorf stand die Kirche!“

GESCHICHTESTUDIUM AUF BAZORA

Mit einem ganz speziellen Geschichteunterricht in einem Ferienhaus auf der Bazora und einem kleinen Artikel im „profil“ fing alles an. Altbürgermeister Harald Ludescher ist der Urheber des Tabakmuseums.

Fast 30 Jahre lang (bis April 2004) war Harald Ludescher Bürgermeister von Frastanz. Auch damals war dies ein Fulltime-Job. Für bestimmte Anlässe hat er sich aber hin und wieder „frei genommen“.

Wenn Meinrad Tiefenthaler anrief, dann war das meistens der

Fall. Meinrad Tiefenthaler war der Bruder von Ludeschers Amtsvorgänger Bgm. Egon Tiefenthaler. Was den geschichtlich immer interessierten Ludescher an Tiefenthaler faszinierte, war dessen enormes Wissen speziell um die Geschichte Vorarlbergs. Tiefenthaler war schließlich jahrzehntelang Leiter des Landesarchivs, bis er 1963 in Pension ging.

Auf der Bazora hatte er ein Ferienhaus und lud Historikerkollegen einmal jährlich dorthin ein. „Mich hat er dann gebeten, diese Gäste vom Bahnhof zu seinem Haus zu chauffieren“, berichtet Ludescher.

Das hat er immer gerne getan,

weil er dann auch den ganzen Tag im Kreise dieser außerordentlichen Fachleute verbringen konnte. „Da wurde über vieles geredet und für mich war das immer ein ganz spezieller und exklusiver Geschichtsunterricht“, erinnert sich der Alt-Bürgermeister.

An einem dieser Unterrichtstage auf der Bazora - es war Mitte der 80er Jahre - ging es um das Thema Tabak. Nicht nur Meinrad Tiefenthaler erzählte dabei Erstaunliches über den Tabakanbau in Frastanz, auch die anwesenden Gäste - der Probst des Klosters St. Gallen und ein Abt vom Kloster Weingarten - bestätigten, dass



Sonderausstellung „Tabak und Bier“ 2010 auf dem Gerstenboden der Brauerei, 2009 wurde zur Sonderausstellung Tabak und Jagd ins Rathaus geladen.





man auch dort über den „Tabacco di Frastanza“ Bescheid wusste. Seit damals ließ Harald Ludescher dieses Thema nicht mehr los.

Zumal bekannt war, dass das Knowhow des Tabakanbaus von den Tabakplantagen im Elsass stammte. Dort hatten Frastanzer als Wanderarbeiter Geld verdient.

Mit seinem im Elsass lebenden Schwiegervater hat Ludescher immer wieder über das Thema gesprochen und transferierte einmal sogar eine Tabakpflanze aus dem Elsass in seinen Garten in Frastanz - Ernteerfolg konnte er damals aber keinen feiern.

Im Jahr 2001 las er in einer

Randnotiz im „profil“, dass das Österreichische Tabakmuseum im Zuge der Privatisierung der Austria Tabak aufgelassen werde. Wenig später saß Ludescher im Zug Richtung Bundeshauptstadt und verhandelte mit den Chefs der Austria Tabak. „Die waren sehr kooperativ und erklärten sich bereit, uns für eine Ausstellung einige Exponate aus dem Fundus des Tabakmuseums zu überlassen“, erinnert sich Ludescher gerne an dieses sehr erfreuliche Gespräch zurück.

Es war die Geburtsstunde des Frastanzer Tabakmuseums. Denn der damalige Mitarbeiter der Aus-

tria Tabak und heutige Kurator des Frastanzer Tabakmuseums, Mag. Georg Thiel, befolgte postwendend die Anweisung, „für den aus Vorarlberg angereisten Bürgermeister ein paar schöne Stücke“ aus dem Fundus herauszusuchen.

Von da an machte er dies regelmäßig. 2002 wurde die Dauerausstellung im Rathaus eröffnet, die auf zwei Stockwerke verteilt, an Werktagen frei zugänglich war. Außerdem fand sich ab 2006 bald jedes Jahr ein Thema für eine neue Sonderausstellung, mit der man auf die Frastanzer Tabak-Tradition aufmerksam machen konnte:



Porzellan-Pfeifen wurden oft kunstvoll mit Jagdszenen bemalt und stolz im Wandbord präsentiert.

- 2006 Tabak und Eros,
- 2007 Tabak und Kaiserhaus,
- 2008 Tabak und Orient,
- 2009 Tabak und Jagd,
- 2010 Tabak und Bier,
- 2011 Von der Sehnsucht der lüsternden Nase,
- 2016 konnte die Sammlung dann in die Museumswelt verlegt werden. In der „Langen Nacht der Museen“ wurde dort die Sonderausstellung „Kaiser Franz Joseph – Graf von Hohenems, Feldkirch, Bregenz, Sonnenberg“ gezeigt.

Mit Eröffnung des neu gestalteten Domizils am 7. Oktober 2017 haben nun alle Provisorien ein Ende, und der Frastanzer Tabakkultur wurde ein würdiges Denkmal gesetzt.





Tonpfeifen waren im ausgehenden 16. Jahrhundert vor allem in England beliebt. Rechts: Der Frastanzer Pfarrer Hilarius Leißing (geb. 1864 in Feldkirch, verstorben 1933 in Frastanz) besaß eine beachtliche Sammlung an Schnupftabakdosen.

„Smoking Parties“ mit Tonpfeife waren der letzte Schrei

Nach der Entdeckung Amerikas leitete Kapitän Ralph Lane ein Besiedelungsprojekt in Virginia. Von dort brachte er 1586 Tabak und die Tonpfeife mit nach Europa.

Bis zu diesem Zeitpunkt war das Rauchen in der „Alten Welt“ in erster Linie den Seeleuten vorbehalten, es galt eher als Kuriosum.

Die Tonpfeife änderte dies, wenn es auch Sir Walter Raleigh war, der die Raucherei in England erst so richtig etablierte. Die „Smoking Parties“ des Reiseschriftstellers, Seefahrers und Günstlings von Königin Elisabeth I. galten bald als der letzte Schrei in der feinen Gesellschaft. Das neue Kraut wurde dabei in Tonpfeifen herumgereicht, die den Rauchgeräten der

Indianer nachempfunden waren. Die ersten englischen Pfeifen waren aus hellem Ton gefertigt, hatten einen kurzen Stiel und einen kleinen, in stumpfem Winkel angesetzten Kopf.

Abenteurer Sir Walter Raleigh fiel später übrigens in Ungnade und wurde hingerichtet. Das Schafott soll er mit der Pfeife im Mund bestiegen haben...

„Schnupfen“ war bei der Geistlichkeit beliebt

Mitte des 18. Jahrhunderts kam die Tonpfeife wieder aus der Mode. Mit Ausnahme der englischen und holländischen Tabakliebhaber verlegten sich die Raucher - nach dem Vorbild des französischen Königshofes - aufs „Schnupfen“. In unseren Breiten erhielten Lehrer und Priester sogar einen Teil des Lohns in Schnupftabak ausbezahlt.

Denn aufgrund der damals eher dürftigen Hygiene übertünchten diese Berufsgruppen gerne die strengen Ausdünstungen ihrer Schützlinge mit dem rauchigen Aroma des Schnupftabaks. Besonders an Feiertagen saßen die Priester oft über viele Stunden mit

ihren nicht immer wohlriechenden Schäflein im engen Beichtstuhl fest. Das vom Kaiser zugesprochene Schnupftabak-Kontingent war deshalb auch im Feldkircher Kapuzinerkloster äußerst willkommen. Bei der Geistlichkeit soll das „Schnupfen“ aber auch deshalb sehr beliebt gewesen sein, weil dem Schnupftabak nachgesagt wurde, dass er den Geschlechtstrieb dämpfe.

Eine der ersten „Schnupferinnen“ war die französische Königin Katharina de Medici. Sie stopfte sich die fein vermahlene Tabakblätter in der Hoffnung in die Nase, damit ihre Kopfschmerzen zu kurieren. Schnupftabak wurde deshalb als „poudre de la reine“ - Pulver der Königin - hoffähig.

Der Tabak wurde in kleinen Dosen aufbewahrt, die bei Hof vorzugsweise aus Gold, in ländlichen Gebieten aus Holz oder Horn hergestellt wurden.

Wie beliebt das „Schnupfen“ damals in Österreich war, zeigt ein Blick in den Preisspiegel, der anlässlich der Einführung des Tabakmonopols 1784 aufgelegt wurde. Darin sind immerhin 27(!) Gattungen Schnupftabak aufgeführt.



Diese besonders wertvolle Dose ist aus Steinbock-Horn gefertigt.





Rosenblätter, Gewürznelken, Safran, Zimt, Pottasche, Wacholderbeeren, Wasser und Salz wurden verwendet, um eine Beize herzustellen, in der der Kautabak „sautiert“ wurde. In solchen Kübeln wurde der Vorarlberger Kautabak aufbewahrt. 130 Röllchen à hundert Gramm hatten in einem Kübel Platz.

Kautabak: Verwechslungen inklusive

Wenn Liebende ihren Kautabakknödel tauschten, galt dies als besonderer Gunstbeweis: Kautabak löste im 18. Jahrhundert das Kauen von Pech (Fichtenharz) und Arsen (!) ab.

Kautabak war die billigste Art des Tabakkonsums und deshalb entsprechend beliebt. Außerdem durfte Kautabak auch dann verwendet werden, wenn Pfeifenrauch wegen Brandgefahr untersagt war. Forstarbeitern etwa oder Seeleuten war das Verbrennen des Tabaks streng verboten. Wer seine Pfeife auf der Straße entzündete, musste ebenfalls mit Repressalien rechnen. Da viele der eng aneinander gebauten Häuser in den Städten aus Holz und mit Stroh gedeckt waren, bestand die Befürchtung, dass der Funkenflug ganze Straßenzüge in Schutt und Asche legen könnte. Kautabak war die Lösung des Problems.

Sogar Frauen und Mädchen hatten den ganzen Tag über ein Tabakröllchen - den Pfriem oder in Vorarlberg auch Schub genannt - im Mund. Nur wenn der Pfarrer am Sonntag zum Gottesdienst rief, folgte man halt den Ermahnungen und platzierte den Tabakklumpen am Eingang in einer Mauernische,

um ihn nach der Messe gleich wieder in den Mund zu stecken. Dabei kam es natürlich oftmals zu Verwechslungen. Doch das nahm man damals offenbar nicht so tragisch...

Den entstehenden Tabaksaft musste der Tabakkauer aber ab und an loswerden. Dafür gab es eigene Spucknäpfe.

Der Tabak wurde in Frastanz nicht nur angebaut, sondern zum Teil auch verarbeitet. So ist nachgewiesen, dass es 1812 im Ort einen Kautabakhersteller namens Lang gab. Außerdem wurden die Frastanzer Tabakblätter von der Firma Feurstein in Bezau zu Kautabak verarbeitet. Die Blätter wurden dazu unterschiedlich lange gelagert, über Feuer „geräuchert“ oder luftgetrocknet und anschließend fermentiert.

Den typischen Geschmack erhält der Kautabak durch eine Beize. Die äußerst beliebte Geheim-Rezeptur der Firma Feurstein, welche nach Einführung des Tabakmonopols an die Österreichische Tabakregie verkauft wurde, enthielt Salze, Anis- und Zimtöl. Ab 1830 wurde Kautabak nach der Vorarlberger Rezeptur in der Tabakfabrik Schwaz hergestellt. Vor dem Verkauf wurde der Kautabak in Form gepresst.

Wussten Sie, dass...

... vor allem im 17., aber bis ins 19. Jahrhundert viele Bergleute, Arbeiter und Bauern Arsen kauten? Auch unter Schauspielern, Artisten und Prostituierten soll Arsen als Droge geschätzt worden sein. „Ein Weizenkorngroß macht rot, ein Erbsengroß macht tot“, war man sich des Risikos bewusst. Kleine Dosen dieses gefährlichen Giftstoffes konnten nämlich für eine kurze Zeitspanne kräftigend wirken und ein blühendes Aussehen verleihen, Schwerarbeiter brachten kurzfristig besonders gute Leistungen. Es soll auch vorgekommen sein, dass die Bäuerin ihren Diensthofen heimlich Arsen ins Essen mischte. Ab dem 18. Jahrhundert war der Arsenkonsum rückläufig, Branntwein und Kautabak traten an seine Stelle.

... die Menschen früher in den Wäldern Fichtenharz sammelten, wenn es ein bestimmtes Reifestadium erreicht hatte? Dieses „Pech“ wurde wie Kaugummi gekaut. Wenn man das Harz aus dem Mund nahm, konnte man es wieder trocknen lassen und zu einem späteren Zeitpunkt wieder verwenden. Fichtenharz ist - im Gegensatz zum damals ebenfalls beliebten Arsen - gesund. Es wirkt antibiotisch, stärkt die Abwehrkräfte und ist gut für die Zähne.





Holz Pfeifen wurden mit kunstvollen Schnitzereien verziert. Als Schutz gegen den Funkenflug wurden die Pfeifenköpfe später mit einem Deckel versehen.

Ob aus Holz oder Porzellan - die Pfeife war immer dabei

Die „Züner-Pfifa“ beim Schaanerried-Fahren am Rosenmontag ist ein letztes Relikt aus einer Zeit, in der wohl jeder, der etwas auf sich hielt, eine Pfeife zwischen den Zähnen hatte.



Pfeifen aus Porzellan waren im 18. Jahrhundert ebenfalls beliebt.

Ende des 17. Jahrhunderts begannen vor allem Handwerker, Bauern und Jäger in unseren Breiten, Pfeifen aus Holz selbst herzustellen. Das Material war leicht erhältlich, billig, gut zu bearbeiten und nahezu unzerbrechlich. Das Vergnügen, aus diesen Holzpfeifen zu rauchen, war anfangs allerdings nicht besonders groß. Denn manche Holzarten „würzten“ den Tabak mit einem unangenehmen Beigeschmack und waren auch nicht besonders saugfähig. Außerdem brannten Holzpfeifen leicht durch. Um dies zu verhindern, wurden manche Pfeifen mit Metall ausgeschlagen. Die Pfeife steckte auch während der Arbeit immer im Mundwinkel. Um den gefährlichen Funkenflug zu unterbinden, wurden deshalb bald Deckel an den Pfeifenköpfen montiert.

Im 18. Jahrhundert wurden dann zunehmend auch Pfeifen aus Porzellan hergestellt. Porzellanmanufakturen in Meißen, Sèvres, Wien, Nymphenburg und Berlin entdeckten dieses neue Geschäftsfeld. Dabei eignete sich Porzellan gar nicht besonders als Pfeifenmaterial. Der Pfeifenkopf heizte sich rasch glühend heiß auf. Dadurch bildet sich beim Rauchen extrem viel Kondensat, welches in einem Wassersack gesammelt



Die „Züner-Pfifa“ ist beim Schaanerriedfahren auch heute noch ein unverzichtbares Utensil.

wurde, den der Raucher regelmäßig leeren musste. Allerdings konnte der Pfeifenkopf kunstvoll bemalt und mit Widmungen versehen werden, weshalb die Porzellanpfeife besonders gern verschenkt wurde. Als nach und nach entwickelte Aufdruck- und Umdruckverfahren es ermöglichten, die Pfeifen serienmäßig zu produzieren, wurde die Herstellung relativ günstig. Die Porzellanpfeife war damit - im Gegensatz zur wesentlich teureren Meerschaumpfeife - für alle sozialen Schichten erschwinglich.

Der an den Porzellankopf angelegte Holm der Pfeife bestand meist aus Hasel- oder Kirschholz, das Mundstück aus Horn oder Bernstein.



Pfeifenköpfe aus Meerschaum sind oft sehr kunstvoll gestaltet.

Nobel-Pfeifen wurden aus Meerschaum gefertigt

Bis zu 50 Gulden - das sind heute etwa 500 Euro - musste ein Raucher hinblättern, um einen Pfeifenkopf aus Meerschaum zu erwerben. Sepiolith gilt als eines der exquisitesten Materialien, welche zur Herstellung von Pfeifen entdeckt wurden.

Meerschaum, wissenschaftlich Sepiolith, ist ein Tonmineral, welches in der Türkei wohl schon im 17. Jahrhundert zur Herstellung von Pfeifen verwendet wurde. Die Mineralknollen werden auch heute noch hauptsächlich in Eskisehir in Anatolien unter der Erdoberfläche in einer Tiefe von

etwa 40 Metern abgebaut. Das poröse Material nimmt das beim Rauchen entstehende Kondensat leicht auf und ermöglicht ein trockenes, kühles und mildes Rauchen.

Meerschaum ist außerdem sehr weich. Das Material konnte also leicht bearbeitet und die Pfeifenköpfe mit kunstvollen Verzierungen gestaltet werden. Der Fantasie waren kaum Grenzen gesetzt. Die Meerschaumschneiderei avancierte deshalb rasch zu einer eigenen Sparte hochwertigen Kunsthandwerks.

Eine neue Meerschaumpfeife ist blendend weiß. Sobald sie aber in Gebrauch ist wird sie nach und



nach immer dunkler. Außerdem nimmt die Pfeife mit der Zeit die Tabakaromen auf. Der Besitzer musste sich also möglichst für eine Tabaksorte entscheiden und Experimente vermeiden. Eine Meerschaumpfeife ist sehr feuerbeständig, das Material ist allerdings auch sehr zerbrechlich.

Nur echte Patrioten rauchten Kaisers Zigarren

Junge Männer, die sich in der k.u.k.-Monarchie bei der Musterung als tauglich erwiesen, wurden auf dem Heimweg mit Blumen und Zigarren beschenkt, welche sie sich an den Hut steckten. Mit den ausländischen konnten die „kaiserlichen Zigarren“ Berichten zufolge aber nicht mithalten.

Während der Napoleonischen Kriege wurde das Rauchen von Zi-

garren in Europa populär. Vor allem britische und französische Soldaten verbreiteten die spanische Sitte in ihren Heimatländern. In Österreich findet sich die „Zigari“ erstmals in einem Preistarif von 1818. Bis in die 1830er-Jahre griffen die Österreicher aber lieber zu importierten oder aus dem Ausland eingeschmuggelten Marken. Der Schluss liegt also nahe, dass die Qualität der heimischen Zigarren sich in bescheidenen Grenzen

hielt. Jedenfalls schrieb der deutsche Humorist und Satiriker Adolf Glaßbrenner 1836, dass „die kaiserlichen Zigarren so nichtswürdig schmecken, daß ein nicht total patriotischer Gaumen sich dagegen bäumt.“

Der Name Zigarre soll übrigens vom spanischen Wort für Zikade - cigarra - entlehnt sein, da die getrockneten und fermentierten Tabakblätter in eine längliche (Zikaden-)Form gerollt wurden.





DI Marcus Ender und seine Schwester DI Ursula Ender haben sich eingehend mit der Frage beschäftigt, wie man die Museumsbesucher auf eine spannende Entdeckungsreise schicken kann.

Die Museumsmacher aus Nüziders

Mit einem begeisternden Gestaltungskonzept konnte das Atelier Ender /Architektur aus Nüziders beim Planungswettbewerb für das Tabakmuseum und weitere künftige Vorhaben in der Museumswelt überzeugen.

Das Architekturbüro der Geschwister Ursula und Marcus Ender konnte sich in den letzten Jahren mit Bauten im Bereich Gewerbe, Tourismus und Wohnbau einen Namen machen. Mit dem Frastanzer Tabakmuseum haben die beiden Architekten nun erstmals ein Museum umgesetzt. In weiterer Folge werden die Wettbewerbssieger auch das Kino der Museumswelt einrichten sowie das Foto- und Filmmuseum gestalten.

„Dieser Auftrag hat uns alle natürlich sehr gefreut.“ Von der Auftragssumme her hat das Nüziger Atelier zwar schon weit größere Vorhaben umgesetzt. Die Mitwirkung an der Vorarlberger Museumswelt sei aber schon etwas ganz besonderes, betont Ursula Ender, die ihr Architekturstudium im Jahr 2006 mit erst 27 Jahren (und Auszeichnung) abgeschlossen hat. Etwas mit der Museumswelt Frastanz vergleichbares gebe

es nämlich in ganz Europa nicht. Und Ursula Ender kennt - wie auch ihr Bruder Marcus - viele Museen: „Unsere Eltern haben uns schon als Kleinkinder bei jedem Ausflug und in jedem Urlaubsort in alle möglichen Kirchen und Museen der jeweiligen Umgebung mitgenommen“, erzählt die Baumeisterin. Das in der Kindheit geweckte Interesse hat sich zu einer professionellen Leidenschaft entwickelt, sich mit Formen, Farben und besonderer Lichtführung auseinanderzusetzen und so Wissenswertes für Besucher in Szene zu setzen. Begeistert sind die beiden vor allem von lebendigen Museen, in denen es etwas zu entdecken gibt.

Entdeckungsreise in die Welt des Tabaks

Diese Möglichkeit sollen auch die Besucher des Tabakmuseums vorfinden. Die rund 200 Ausstellungsstücke sind nicht etwa in einem großen Regal oder gläsernen Vitrinen auf einen ersten Blick zu überschauen. Vielmehr gilt es, die wertvollen Dokumente, Schnupftabakdosen, Pfeifen und andere Gegenstände in einzelnen Zylindern und durch „Gucklöcher“ an der Seitenwand zu entdecken.

Die Gestaltung der Zylinder erinnert auch in der Farbgebung an Zigarren. Der Besucher weiß damit schon beim Eintritt in den rund 130 Quadratmeter großen Raum, wo er sich befindet. Das Beleuchtungskonzept und die Anordnung der verschiedenen Themenbereiche führt den Besucher durch das Geschehen, nimmt ihn mit auf eine Reise durch die Geschichte des Tabakanbaus in Frastanz, zeigt ihm prunkvolle Meerschampfeifen der Adeligen und die selbstgeschnitzten Holzpfeifen der Bauern.

Und dazu gibt es jede Menge Wissenswertes und Anekdoten, die ein „Geschichtenerzähler“ aufgenommen hat und die der Besucher per Knopfdruck bequem abhören kann.

Vorsteherstube

Im ursprünglichen Konzept noch nicht vorgesehen war die „Vorsteherstube“: Sämtliche Tabakgeschäfte sind seinerzeit ja über den Schreibtisch des Bürgermeisters - der damals noch „Vorsteher“ hieß - gegangen. Auf Anregung von Alt-Bgm. Harald Ludescher wurde eine solche Stube aus dem 19. Jahrhundert im Museum mit Originalmöbeln nachgebaut.





Anstelle von gläsernen Vitrinen gibt es im Tabakmuseum Ausstellungszylinder, die in Form und Farbgebung Zigarren nachempfunden sind.

„Diese alte Stube ist ein Kontrast zu unserem ansonsten sehr modern gestalteten Tabakmuseum und verleiht dem Konzept noch zusätzliche Spannung“, freuen sich die Architekten. Auch wenn einzelne ihrer Ideen aus Budgetgründen (noch) nicht umgesetzt werden konnten, sind sie vom „Gesamtkunstwerk“ überzeugt. Und betonen, dass neben dem Atelier Ender viele andere wichtige Beiträge dazu geleistet haben: Der Frastanzer Grafiker Mar-

tin Caldonazzi zum Beispiel, die beteiligten Handwerker, Tischler und Maler und auch die E-Werke Frastanz mit ihrem Beleuchtungs-Knowhow.

„Heizelmännchen“ standen immer parat

Besonderes Lob spricht sie den vielen „Heizelmännchen“ aus: Den ehrenamtlich für den Verein Museumswelt tätigen Männern und Frauen, die immer zur Stelle

waren, wenn etwas gemacht werden musste. „Mit solchen Leuten zu arbeiten ist etwas ganz besonders Inspirierendes“, betont die Architektin, die sich bereits auf die nächste Ausbaustufe der Museumswelt freut. „Das Foto- und Filmmuseum und vor allem das Kino werden ein Hammer!“, verspricht sie selbstbewusst, ohne weitere Details zu verraten: So muss es sein in guten Museen - der Spannungsbogen muss aufrecht erhalten bleiben....





OPTISCH DIE LESELUST FÖRDERN

In enger Zusammenarbeit mit Architektin Ursula Ender aus Nüziders zeichnet einer der renommiertesten Grafiker Vorarlbergs maßgeblich für die Gestaltung des neuen Tabakmuseums verantwortlich: Der Frastanzer Martin Caldonazzi.

Heuer vor genau zwanzig Jahren, hat Martin Caldonazzi in Frastanz-Amerlügen sein Atelier eröffnet, nachdem er in Wien (bei Prof. Clemens Sattler) und Mailand alle Aspekte grafischen Schaffens studiert und schon zehn Jahre selbständig gearbeitet hatte. In diesen insgesamt 30 Jahren hat er für über tausend Firmen und Einzelunternehmer im In- und Ausland, für Organisationen, Vereine und Gemeinden Logos entworfen, Erscheinungsbilder entwickelt, Internetauftritte gestaltet und Kampagnen grafisch begleitet.

Die Herausforderung, bei der Gestaltung der Museumswelt mitzuwirken, hat er gerne angenommen. „Ich bin prinzipiell überzeugt davon, dass wir uns mit der Vergangenheit beschäftigen müssen“, erklärt Caldonazzi. Das Wissen um unsere Geschichte sei notwendig, um die Gegenwart zu verstehen und die Zukunft positiv gestalten zu können.

Für die Geschichte - und damit die Gegenwart - von Frastanz hat der Tabakanbau eine große Bedeutung. Über einen Zeitraum von fast 150 Jahren war Tabak schließlich eine der wichtigsten Einnahmequellen für die Gemeindebürger. Der heutige Wohlstand der Marktgemeinde ist damit letztlich auch im Tabakanbau des 18. und 19. Jahrhunderts begründet.

Daran in einem Museum zu erinnern sei umso mehr berechtigt, als Frastanz in Sachen Tabak in Vorarlberg und weit über die Lan-

desgrenzen hinaus eine Sonderstellung eingenommen hat, ist Martin Caldonazzi überzeugt.

Ein Museum ist viel mehr als ein Sammelsurium

Bei der Einrichtung und Gestaltung eines Museums gehe es nicht nur darum, das Publikum mit schönen und wertvollen Ausstellungsstücken zu begeistern. „Dann müsste man ja nur ein paar Regale mit den schönsten Bildern, Pfeifen und Schnupftabakdosen aufstellen“, so Caldonazzi.

Ein gut gestaltetes Museum ist aber viel viel mehr, als ein „Sammelsurium“ von Gegenständen in einer erweiterten Lagerhalle.

Die inhaltlichen Themen sind von den Kuratoren vorgegeben. Die Gestaltung des Raumes, der Lichtsituation, der Vitrinen, die Positionierung der Objekte und vieles mehr geben dem Besucher Orientierung und sollen das Ver-



Architektin DI Ursula Ender und Grafiker Martin Caldonazzi haben für die visuelle Gestaltung eng mit den Kuratoren und den Museums-Verantwortlichen zusammengearbeitet.





Das grafische Konzept ist bis ins Detail durchdacht.

weilen im Raum zu einem angenehmen und sinnlichen Erlebnis machen. Das begünstigt die Bereitschaft der Besucher, sich mit den Inhalten des Museums auseinanderzusetzen.

Ansprechende und gut lesbare Typografie

Eine große Herausforderung stellen dabei die Begleittexte zu den Objekten und Themen dar:

Sie sollen einerseits umfassend informieren, andererseits aber kurz und knackig bleiben. Außerdem müssen die Texte für Jung und Alt gleichermaßen gut lesbar sein. „Die Kuratoren haben das ausgezeichnet hinbekommen“, freut sich Caldonazzi, der mit der Auswahl der Schriften, Farben

und Formate einen Beitrag zur künftigen Leselust im Tabakmuseum geleistet hat.

Dass das Frastanzer Tabakmuseum als Gesamt-Kunstwerk bestens gelungen ist, zeigten die zahlreichen positiven Reaktionen von Handwerkern und Besuchern, die das Entstehen des Museums schon vor der Eröffnung miterleben konnten. Die Kuratoren Dr. Sabine Fellner und Mag. Georg Thiel, Architektin DI Ursula Ender und Grafiker Martin Caldonazzi haben dafür ein gutes Jahr eng zusammengearbeitet. „Ich bin mit dem Ergebnis sehr zufrieden“, resümiert Martin Caldonazzi. „Wir sind alle schon gespannt auf die Reaktion der hoffentlich zahlreichen Besucher des Tabakmuseums!“



Auch das Museums-Logo wurde von Martin Caldonazzi gestaltet. Eine Zusammenstellung von einzelnen Buchstaben wird geordnet und in Zusammenhang gebracht - und so wird das Wort museum zum Logo.





Im Vorsteherzimmer wurden die Tabakgeschäfte abgewickelt

Der Tabakanbau war äußerst lukrativ. Die damit verbundenen Geschäfte wurden in der Stube des Gemeindevorstehers abgewickelt.

Wer zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf einem Joch Grund - das entspricht ungefähr der Fläche von 5754 Quadratmetern - Weizen anbaute, konnte damit rund zwanzig Gulden erwirtschaften. Der Anbau von Tabak war um einiges lukrativer. Denn der Erlös auf der gleichen Fläche lag bei 55 Gulden. Kein Wunder also, dass die Frastanzer Bauern auf diese neuartige Pflanze setzten, die zudem gut gedieh (siehe unten).

Dabei gab es durchaus Vorbehalte. In anderen Gemeinden wandte sich die Obrigkeit gegen den Tabakanbau. Und auch die kaiserliche Regierung hatte mehrmals gemahnt: „Der Landmann möge sich lieber mit Eifer dem nützlichen Getreidebau zuwenden, als seine Zeit mit der Aufzucht des schädlichen Tabakrautes zu verschwenden.“ Diese Anweisung aus dem Jahre 1731 scheinen die Frastanzer nicht vernommen oder ignoriert zu haben. Jedenfalls florierte damals bereits ein reger Handel mit dem stark riechenden Kraut. Die Stadt Feldkirch war seit jeher ein wichtiger Handelsknotenpunkt. Dies trug si-

cher wesentlich dazu bei, dass der „Tabacco di Frastanza“ bis nach Mailand und Straßburg exportiert werden konnte.

Die Geschäftspartner trafen sich - wie es damals üblich war - stets in der Stube des Gemeindevorstehers (heute Bürgermeister), um den Handel zu besiegeln.

Im Tabakmuseum wurde deshalb eine solche Vorsteherstube mit allen Details wie Eckbank, Herrgottswinkel und Sekretär mit Schreibutensilien originalgetreu nachgebaut und eingerichtet (Foto oben). Der Besucher kann in einer Nische dem Flair der Geschäftswelt von damals nachspüren.

Frastanzer Klima eignete sich gut für den Tabakanbau

Bauern-Tabak wurde auch anderswo in Vorarlberg für den Eigenbedarf angebaut, war er doch ziemlich robust. Der edlere Virginia-Tabak ist hingegen deutlich anspruchsvoller. Das Frastanzer Klima kam dem entgegen.

Denn in Frastanz fällt deutlich weniger Niederschlag als in den meisten anderen Gemeinden des Landes - im Vergleich zu

den Gemeinden auf der gegenüberliegenden Talseite rund 300 Millimeter im Jahr. In Nord- und Nordwestwetterlagen stauen sich nämlich die feuchtigkeitsbeladenen Luftmassen an den Bergketten des Bregenzerwaldes und regnen dort ab, anstatt Richtung Rätikon weiterzuziehen. Durch die geringere Sonneneinstrahlung und Erwärmung verdunstet außerdem auf der Schattenseite weniger Wasser. Diese konstante

Feuchtigkeit scheint dem eigentlich aus tropischen und subtropischen Gefilden stammenden Tabak gut zu bekommen. Vor allem auf den trockenen Böden der Schwemmkegel am südlichen Talrand in den Parzellen Hofen, Einlis, im Nenzinger Mariex sowie in Amerlügen wurden die Felder nach der Gersten-Ernte mit Tabak bepflanzt. Auch auf den Misthau-fen standen oft bis zu drei Meter hohe Tabak-Stauden.





Zahlreiche Besprechungen direkt vor Ort waren nötig, um alle Details abzuklären. Bei der Umsetzung des architektonischen Konzepts waren zudem Vorstellungsvermögen und handwerkliches Geschick gefordert.

Engagement macht vieles möglich

Die Vorarlberger Museumswelt gibt es vor allem deshalb, weil sich eine große Anzahl an Menschen - vor allem aus Frastanz - in ihrer Freizeit in den Dienst der guten Sache stellen.

Sie reparieren Elektrogeräte, renovieren Ausstellungsstücke, archivieren und ordnen die Sammlungen, recherchieren, schieben Dienst während der Öffnungszeiten, verkaufen Karten, bewirten Besucher, halten die Räume sauber und schön dekoriert,.... Es gibt eine Vielzahl an Diensten, für die diese Menschen

viele Stunden ihrer Freizeit opfern, um das gemeinsame Werk - die Vorarlberger Museumswelt - immer noch attraktiver zu gestalten. Dieser großartig Einsatz ist auch der Grund, warum die Marktgemeinde das Projekt seit Jahren unterstützt.

Auch bei der Zertifizierung für die Verleihung des Österreichischen Museumsgütesiegels konnten die Ehrenamtlichen punkten: „Die Jury geht davon aus, dass das hohe ehrenamtliche Engagement aller Beteiligten als Garant für eine ständige Weiterentwicklung innerhalb der nächsten fünf Jahre dient.“



Dies sind nur einige der Helfer, die sich - zum Teil schon seit vielen Jahren - mit viel ehrenamtlichem Engagement für die Museumswelt einsetzen.

Förderer und Sponsoren

Ohne die großzügige Unterstützung vieler ehrenamtlicher Helfer, verschiedener öffentlicher Einrichtungen und Unternehmen könnten die hochwertigen Ausstellungen in der Vorarlberger Museumswelt nicht realisiert werden. Die Verantwortlichen bedanken sich bei folgenden Förderern und Sponsoren.

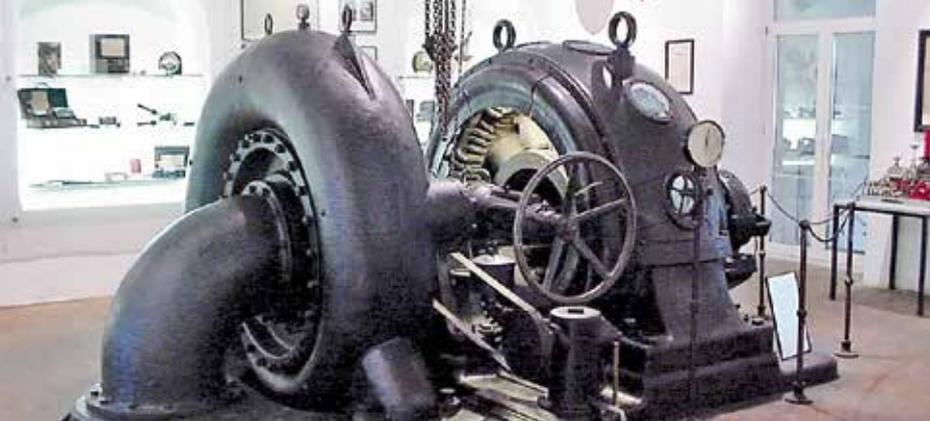
Förderer: Marktgemeinde Frastanz, Land Vorarlberg, Bundeskanzleramt - Kultur und Kunst

Sponsoren: Elektrizitätswerke Frastanz GmbH, Prof. Dr. Manfred Rützler (Altach), Jobarid Metallbau GmbH (Röthis), Gort GmbH (Frastanz), Blitzschutz Prock GmbH (Dornbirn), Farben Krista GmbH & Co (Frastanz), Kaufmann GmbH (Reuthe), Glas Müller GmbH (Frastanz), Pratopac GmbH (Klaus)

Mitglied werden!

Wer das großartige Projekt Vorarlberger Museumswelt Frastanz unterstützen will, kann gerne Mitglied des Vereins werden. Präsident Manfred Morscher freut sich über Kontaktaufnahme: Alle Daten dazu sind im Internet unter www.museumswelt.com abrufbar. Auf der Homepage kann man auch den Newsletter abonnieren.





Die Francisturbine des alten Textilwerkes sollte eigentlich verschrottet werden - stattdessen wurde sie vom Verein restauriert und ist bis heute neben vielen anderen Geräten das Prunkstück im Elektromuseum.

Elektromuseum war der erste Schritt zur Museumswelt

„So etwas kann man doch nicht kaputtmachen“, dachte sich Manfred Morscher, als er das alte Kraftwerk der Ganahlwerke zum ersten Mal sah. Das war die Geburtsstunde des Museumsgedankens.

Er sei eigentlich nie ein Museumsmensch gewesen, gibt Manfred Morscher zu. Bis zum Jahr 1997 jedenfalls. Dann wollten die Ewerke Frastanz das alte Wasserkraftwerk der einstigen Textilfabrik Ganahl durch ein neues ersetzen.

Manfred Morscher, Mitarbeiter der Ewerke Frastanz, wurde beim Anblick der Wasserkraftanlage aus dem Jahr 1922 und der dazugehörigen Schalttafel aus Marmor „schwach“. Anstatt das Werk abzuwracken, wie es eigentlich vorgesehen war, schlug er der Geschäftsleitung der Ewerke vor, das Werk zu erhalten und der Öffentlichkeit zu zeigen.

Diese Idee wurde von seinen Chefs engagiert aufgenommen und in kurzer Zeit fand Morscher auch viele Mitstreiter. „Fast die ganze Belegschaft erklärte sich bereit, mitzuhelfen“, erinnert sich Morscher. Die Marktgemeinde Frastanz signalisierte eben-

falls von Anfang an Zustimmung. So wurde am 21. November 1997 der „Museumsverein Ewerke Frastanz“ gegründet. Zusammen mit den anderen Vereinsmitgliedern machte man sich an die Arbeit.

Mit Begeisterung ans Werk

Es galt nicht nur, das alte Kraftwerk wieder auf Hochglanz zu bringen, sondern auch die Räumlichkeiten entsprechend einzurichten. Neben dem Kraftwerk

wollte der Verein auch die Entwicklungsgeschichte der Elektrizität - von der Erzeugung bis zum Verbraucher - darstellen. Dazu ergingen auch öffentliche Aufrufe, alte Elektrogeräte nicht fortzuschmeißen, sondern sie dem Museum zu überlassen.

Das Echo darauf war sensationell. Unzählige Geräte wurden auf diese Aufforderung hin gespendet. Viele wertvolle Stücke wurden von den Vereinsmitgliedern repariert und für die Eröffnung des Museums hergerichtet.



Vereinsmitglieder machen abwechselnd „Dienst“ und vermitteln anhand von Versuchen und Geräten die Prinzipien der Elektrizität.





Ein Jahr und viele hundert ehrenamtliche Arbeitsstunden nach der Vereinsgründung wurde im November 1998 zur Eröffnung des Elektromuseums geladen. Es war ein Ereignis!

Besonders angetan vom neuen Museum war der damalige Landesstatthalter Dr. Hans-Peter Bischof. Er bemerkte ganz „nebenbei“, dass in dem Fabriksgebäude ja noch genügend Platz für weitere Ideen wäre. Dieser Ball wurde vom Museumsverein bald aufgenommen...



Manfred Morscher (li) wurde bei der Gründungsversammlung am 21. November 1997 zum Obmann gewählt und ist es heute noch. Schriftführer und mit Morscher die treibende Kraft des Elektromuseums und der Museumswet ist seit damals Kurt Moll.



Im Elektromuseum dürfen Kinder auch Experimente durchführen. „Haustechniker“ Martin Fleisch (re) ist einer der vielen Ehrenamtlichen und immer zur Stelle, wenn Geräte repariert werden müssen.

7 MUSEEN UNTER EINEM DACH

In der ehemaligen Textilfabrik war neben dem 1998 eröffneten Elektromuseum noch viel Platz. Bald entstand die Idee für eine Museumswelt. Nach 20 Jahren ehrenamtlichem Engagement unzähliger HelferInnen und mit Unterstützung der E-Werke Frastanz, der Marktgemeinde, des Landes und privater Förderer wird diese Vision jetzt Realität.

Seit 1999 war im Landes-Feuerwehrverband der „Arbeitskreis Feuerwehrgeschichte“ aktiv. Gemeinsam mit dem Initiator und Vorsitzenden Peter Schmid aus Nenzing trugen hier interessierte Feuerwehrleute alle verfügbaren Informationen über das Entstehen und Wirken der Vorarlberger Feuerwehren zusammen.

In sehr gut besuchten Seminaren wurde dieses Wissen weitergegeben. Daraus entstand der Wunsch, auch die damals verwendeten alte Maschinen, Geräte und Fahrzeuge zu zeigen.

In dieser Phase meldete sich Manfred Morscher zu Wort. Er war als Vertreter der Feuerwehren im Bezirk Feldkirch Mitglied des Landesverbandes und schlug vor, beim Elektromuseum in Frastanz ein Feuerwehrmuseum einzurichten. Damit stieß er im Verband auf offene Ohren.

Die E-Werke Frastanz als Eigentümer des Gebäudes waren prinzipiell einverstanden. Und Landesstatthalter Hans-Peter Bischof beurteilte die bald darauf im Landhaus vorgetragene Idee ebenfalls positiv. Auch die Marktgemeinde Frastanz signalisierte Unterstützung.

2003 wurde der Verein „Vorarlberger Museumswelt“ als Dachverband für die einzelnen Museen gegründet - Peter Schmid wurde zum ersten Obmann gewählt. Für die mittel- und langfristige museale Entwicklung der ehemaligen Textilfabrik wurde ein Gesamtkonzept ausgearbeitet, an dem unter anderen der Kurator Dr. Reinhard Mittersteiner und der Frastanzer Architekt DI Joachim Schmidle mitgearbeitet haben.

Während die Vereinsmitglieder ihr Depot an Ausstellungsstücken erweiterten und auf Vordermann brachten, machten sich die E-Werke daran, die riesige Energiefabrik von Grund auf zu sanieren. Das dauerte bis zum Jahr 2010.

Über die Pläne für die Museumswelt in Frastanz wurde in den Medien viel berichtet - schließlich gibt es ja bis heute in ganz Europa kein vergleichbares Konzept.

Im Jahr 2006 musste Ernst Schwarz für sein in Hohenems situiertes Rettungsmuseum eine neue Bleibe suchen und fragte dafür in Frastanz an. Bald war man



Jagd- und Feuerwehrmuseum:

sich einig, dass diese Sammlung sehr gut in das Konzept passt.

2007 meldete sich Hans Hubmann aus der Steiermark. Der hatte sein Leben lang alles zum Thema Film und Foto gesammelt und wollte sein Museum aus Altersgründen schließen. Wenig später waren die Frastanzer Museumsmacher mit zehn Mann vor Ort. Zwei Tage lang wurden die wertvollen Stücke sorgfältig verpackt und auf drei LKW verladen.

Die Vorarlberger Jägerschaft wollte in einer Dauerausstellung über die Geschichte der Vorarlberger Jägerschaft und die vielfältigen Aufgaben und Herausforderungen des Jagdwesens informieren: In der Museumswelt fand man das ideale Umfeld.





Spannend und spektakulär inszeniert. Fotos: Archiv Albrecht Schnabel

Nach jahrelanger Arbeit konnte das Feuerwehrmuseum am 4. Oktober 2013 eröffnet werden. Und zwar im ehemaligen „Wollaschopf“ der Ganahlfabrik. Über Vermittlung von Alt-Bürgermeister Harald Ludescher wurde diese Immobilie von Dr. Manfred Rünzler zu sehr fairen Konditionen zur Verfügung gestellt.

Die Kosten für den Wollaschopf-Umbau nach den Plänen von Architektin DI Heike Schlauch übernahm die Marktgemeinde, die Arbeit wurde ehrenamtlich von 72 Helfern in tausenden Arbeitsstunden geleistet.

Zwei Jahre nach dem Feuerwehrmuseum wurde am 3. Oktober 2015 das Vorarlberger Jagdmuseum eröffnet.

Nach der Eröffnung des Tabakmuseums am 7. Oktober 2017 folgt noch heuer das Phonographie-Museum: Dabei handelt es sich um die Sammlung an Grammophonen und Phonographieräten, welche der Frastanzer Reinhard Häfele aus der ganzen Welt zusammengetragen hat.

2018 wird das neue Film- und Fotomuseum aus der Sammlung Hubmann eröffnet: Mitsamt einem Kino, das der Museumswelt aus Kärnten angeboten worden ist. Es stammt aus dem Jahr 1959 und hat 29 Sitzplätze.

Wenn hier im kommenden Jahr zur Premiere geladen wird, dann ist die Vorarlberger Museumswelt mit insgesamt sieben Museen komplett.

Eintritt in die Museumswelt

Das Elektromuseum, das Landesfeuerwehrmuseum, das Jagdmuseum, das Rettungsmuseum und das Tabakmuseum in der Vorarlberger Museumswelt in der Energiefabrik an der Samina (Obere Lände 3b) können jeden Mittwoch und jeden Samstag jeweils von 13 bis 17 Uhr besucht werden.

Für Erwachsene kostet der Eintritt sechs Euro. Schüler (sechs bis 15 Jahre) erhalten das Ticket für drei Euro, Kinder unter sechs Jahren haben freien Eintritt.

Gruppen ab zehn Personen zahlen fünf Euro, Schulgruppen zwei Euro pro Person. Maximal zwei Begleitpersonen sind frei.

Besitzer eines Vorarlberger Familienpasses sowie Mitglieder des Vereins für Brandschutz- und Feuerwehrgeschichte in Vorarlberg erhalten 50 Prozent Ermäßigung.

Wer eine Führung bucht, muss dafür zum Eintrittspreis zwei Euro pro Person beziehungsweise mindestens 25 Euro dazurechnen.

Gruppen können gerne auch Termine außerhalb der regulären Öffnungszeiten vereinbaren (Tel: 0676/5440970, E-Mail: office@museumswelt.com).

Weitere Informationen gibt es im Internet unter www.museumswelt.com.



